

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	18 (1924)
Heft:	12
 Artikel:	Rosa Luxemburg : die Politikerin, die Schriftstellerin, der Mensch (Schluss)
Autor:	Stern, Clara
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-135193

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist wahr: Christus ist Gott im Fleisch, und wir dürfen sagen: Wir sind Gottes, nach Seinem Ermessen auch Wiedergeborene und Neugeschaffene, der eine so, und der andere anders, völlig ist noch keiner, aber in der Entwicklung zum neuen Himmel und zur neuen Erde. Darum, meine Lieben, wollen wir nicht nur heute, sondern alle Tage der jetzt kommenden Zeiten im Glauben und in der Fröhlichkeit und im Siegesbewusstsein wissen: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, und wollen unsren Herrn im Fleisch, Jesus Christus hochhalten und die Kampfesfahne nimmer sinken lassen. Und geht es bis aufs Blut, nie wollen wir zagen, nie mutlos werden, nie einer Sünde Recht geben, nie einer Finsternis das Wort reden. Nichts, nichts hat eine Kraft, nichts hat eine Gewalt als dieser Christus im Fleisch, dem wir schon vor sechsundfünfzig Jahren das Lied gesungen haben:

Jesus ist der Siegesheld,
Der all' Seine Feind' besieget,
Jesus ist's, dem alle Welt
Bald zu Seinen Füssen lieget.
Jesus ist's, der kommt mit Pracht
Und zum Licht führt durch die Nacht!

Christoph Blumhardt.

Anmerkung. Indem ich hier unsren Lesern wieder eine Andacht Blumhardts vermittele — es ist eine Ansprache am Weihnachtsabend 1898 — möchte ich zugleich darauf hinweisen, dass ich eine grössere, sein ganzes Leben umfassende Auswahl aus den Predigten und Andachten Blumhardts vorbereite, deren erster Band in Bälde im Rotapfelverlag erscheinen wird. R. Lejeune.

Rosa Luxemburg.

Die Politikerin, die Schriftstellerin, der Mensch.

(Schluss.)

Inmitten dieser Kämpfe gegen den Militarismus, in denen sie im Namen der deutschen Proletarier das Gelöbnis abgelegt hatte: „Wenn uns zugemutet werden sollte, auf unsere französischen Brüder zu schiessen, so sagen wir, nein, das tun wir nicht!“ traf sie der Ausbruch des Krieges und der Zusammensturz der Internationale. So zermalzend dies Scheitern ihrer Ideale auf sie wirkte, Rosa Luxemburg war nicht der Mensch, der sich passivem Brüten hingegeben hätte. Mit Karl Liebknechts Namen zusammen stand der ihre unter dem Protest deutscher Sozialisten gegen das Verhalten des Parteivorstandes in der „Berner Tagwacht“. Im Februar 1915 trug ihr eine Rede über Soldatenmisshandlungen ein

Jahr Gefängnis ein. Schon in den ersten Monaten ihres Aufenthalts in dem Berliner Weibergefängnis der Barnimstrasse legte sie ihre Gedanken über die Weltlage und den Sozialismus in der Broschüre: „Die Krise der Sozialdemokratie“ nieder, die sie auf illegalem Weg an ihre Freunde und durch diese im Januar 1916 unter dem Pseudonym J u n i u s an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen wusste. Wer heute diese glänzende, auf breiter Grundlage aufgebaute, von ebenso tiefen Kenntnissen als geistreich kombinierendem Weitblick zeugende Schrift liest, empfindet das intensive Leben, die heftige Leidenschaft, die in ihr pulsieren, in einer schier atemlosen Spannung. Man mag sich danach von dem Eindruck, den sie inmitten der Katastrophe machte, die sie behandelt, Rechenschaft ablegen. Schon der Beginn, die Ausmalung des nationalistischen Taumels bei Kriegsanfang, dann des finsteren, verzweifelten Katzenjammers, der ihm folgte, das Auftauchen schamlos nackter Profitgier grundiert mit wenigen starken Strichen das Bild. Sie geht zur Schilderung des letzten grossen internationalen Kongresses der Sozialdemokratie (1912 in Basel) über, wo wie in einer gewaltigen Fuge die Stimmen der Führer der Arbeitermassen Europas zu der Beteuerung einsetzten, dass, wenn es zu dem Verbrechen des Krieges kommen sollte, ein solcher die Massen nicht mehr als willenlose Herde finden werde. Wie war danach der Zusammenbruch des 4. August, und wie war es möglich, dass die von der Regierung gegebene Version von der deutschen Parteileitung kritiklos übernommen wurde? Sie untersucht die überall ausgegebene Parole „das Vaterland ist in Gefahr“ auf ihren Inhalt und enthüllt „das wahre Wesen, die wirklichen Ziele“ des Krieges, wie sie sich ihr darstellen. Der deutsch-französische Krieg mit seiner Umgestaltung der Karte Europas hat die Aera des Wettrüstens und die Bündnisse Frankreich-Russland, Deutschland-Oesterreich inauguriert und damit die Herrschaft des Militarismus eingeleitet, die sich durch den ungeahnten Aufschwung des Kapitalismus mit ganz neuem Inhalt erfüllen sollte. Seit den achtziger Jahren hatte sich der Drang nach kolonialer Expansion der europäischen Staaten bemächtigt. Schon war die Welt unter den älteren Kolonialmächten so gut wie verteilt, als „der junge, kraftstrotzende deutsche Imperialismus mit ungeheuren Appetiten“ auf den Plan trat und der Faktor allgemeiner Beunruhigung werden musste. Es folgt die Schaffung der deutschen Weltflotte, das Wettrüsten zwischen Deutschland und England. Flottenbau und Rüstungen, ein grandioses Geschäft für die deutsche Grossindustrie, ziehen deren Einschwenken in die Bahn des Imperialismus nach sich. Als sein erstes „Operationsfeld“ wird die „friedliche Durchdringung“ der Türkei bezeichnet, von der die deutsche Bank 1901 die Konzession für die grosse Bagdadbahn er-

langt hatte, was den Ruin des zum Zweck der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen mehr und mehr ausgesaugten kleinasiatischen Bauerntums und die militärische Organisation des Landes durch deutsche Instruktoren nach sich zog.

Diese letztere wurde in England, das Eintreten für die Integrität der Türkei (die Deutschland für deren kapitalistische Ausnutzung nötig war) in Italien und vor allem in Russland peinlich empfunden, das für seine imperialistischen Pläne den Zugang zu den Weltmeeren und vor allem den Besitz der Dardanellen erstrebte. Während in Marokko (1905) ausserdem der deutsche Imperialismus dem französischen ins Gehege gekommen war, verschärfte sich die Lage noch durch die Bindung Deutschlands an Oesterreich, dessen ganzes Kapital an aufgehäuftem Hass der Balkanvölker es mitübernahm. Oesterreich, in der Zwangslage, in die es die von jenen abgesprengten Teile seines buntscheckigen Staatsgebildes versetzten, aber auch im Interesse seiner Kartellindustrien und uneingestandener Annexionsgelüste, wurde zum Hemmnis der Entwicklungsmöglichkeiten besonders Serbiens, das sich in wirtschaftlicher und politischer Abhängigkeit der Erdrosselung nahe sah. Hinter Serbien aber erhob sich Russland. Es standen also schon durch Jahre scheinbaren Friedens die Völker, die den Wunsch der Aufteilung der Türkei und des Zerfalls Oesterreichs hegten, Deutschland feindlich gegenüber, das durch sein vermeintliches Interesse sich an diese zwei „verwesenden Leichname“ gebunden sah. Als der Mord von Serajewo in die allenthalben aufgehäufte ungeheure Brennstoffmasse den Funken warf, suchte denn auch Deutschland nicht von Oesterreich die Erstickung des Brandes zu erzwingen: „Der am 4. August begonnene Weltkrieg war ja derselbe, auf den die deutsche und die internationale Politik seit Jahrzehnten unermüdlich hingearbeitet hatte.“ — Die sozialdemokratische Fraktion, der diese Zusammenhänge seit Jahren geläufig sein mussten, hat sich gleichwohl durch Schlagworte wie „Schutz der deutschen Kultur gegen russische Reaktion und Barbarei“ verblenden lassen. Es wird nun ausgeführt, wie viel fortgeschritten der revolutionäre Geist in Russland als in Westeuropa, wie es gerade der westeuropäische Kapitalismus gewesen sei, der die Mittel zur Unterdrückung der russischen revolutionären Bewegung geliefert habe. Die deutschen Sozialisten aber, die sich Russland gegenüber eine Befreiermission andichteten, hatten bei Kriegsbeginn durch Annahme des „B u r g f r i e d e n s“, indem sie sich jedes Kampfmittels beraubten, sich nicht einmal einer ähnlichen Abrüstung der Gegenseite versichert, und Militärdiktatur und Belagerungszustand mit in Kauf genommen. Sie haben dadurch die Stärkung aller reaktionären Faktoren, die von je die „kümmерliche deutsche Freiheit“ bedrohten, bewirkt und sich jeder Einwirkung

auf rasche, annexionslose Beendigung des Krieges begeben. In grossartiger Zusammenfassung weist sie darauf hin, dass der Krieg, der von jedem Staat als nationaler Verteidigungskrieg proklamiert wurde, sich zum imperialistischen „Weltumteilungsprozess“ auswächst. Hier wäre es Pflicht dem Lande gegenüber gewesen, es über die wahren Hintergründe des Geschehens aufzuklären, die Parlamentstribüne als Kanzel zu benutzen, um erleuchtend und aufrüttelnd die Aufgaben der Arbeiterklasse in dieser Krise klar zu formulieren. Dann wäre die moralische Autorität der deutschen Sozialisten unversehrt geblieben, die in kurzer Zeit zur Besinnung und Klärung der Wirren der Internationale geführt und einem beschleunigten Frieden vorgearbeitet hätte. „Sieg oder Niederlage?“ Sie zeigt, dass bei den heutigen verheerenden Kriegsmitteln Sieg wie Niederlage den Ruin der Länder bedeuten. Angenommen selbst, es ergäbe sich für den einen Teil aus der Niederlage des Gegners ein relativer Vorteil im Konkurrenzkampf, so würde dies für die Arbeiterklasse, deren Kämpfe international ausgefochten werden, nicht in Betracht kommen. Wie könnte die Kraft der Gewerkschaften in einem Staatenkomplex blühen, wenn diejenigen des anderen darniederliegen? In politischer Beziehung aber würde Sieg der einen Seite Annexionen und Zerstückelung der andern, damit die Gegebenheit eines zweiten Weltkrieges bedeuten. Der Krieg an sich aber ist die denkbar grösste Niederlage des Proletariats. — Von allen Seiten sind die Batterien herangeführt, nun werden sie zu einer zerschmetternden Anklage gegen den Kapitalismus und zur Heraufbeschwörung der ihn überwindenden Weltrevolution benutzt. Es ist unmöglich, in diesem kurzen Abriss einen Begriff von dem Glanz der Sprache, dem Feuer der Darstellung, der Plastik von Bildern und Vergleichen, vor allem aber von der Glut der Ueberzeugung zu geben, die den Leser auch dann noch hinreissen, wenn er sich bewusst bleibt, dass er nicht eine objektiv historische Untersuchung, sondern eine hie und da einseitig auf materialistischer Geschichtsauffassung fussende Streitschrift auf sich wirken lässt. Und selbst der Voreingenommene wird sich dem Eindruck nicht verschliessen können, dass in diesem grandiosen Weltbild ein grosses Stück Wahrheit beschlossen liegt.

Wie seltsam mutet es von einem so eminent politischen Geist an, wenn wir danach in den „Briefen aus dem Gefängnis an Sonja Liebknecht“ auf das Bekenntnis stossen: „Innerlich fühle ich mich in so einem Stückchen Garten wie hier oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat als — auf einem Parteitag. Ihnen kann ich ja wohl das alles sagen: Sie werden nicht gleich Verrat am Sozialismus wittern. Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Strassenschlacht oder im Zuchthaus.

Aber mein innerstes Ich gehört mehr meinen Kohlmeisen als den Genossen.“ Die innerliche Freiheit, die sie sich trotz felsenfester Prinzipien wahrte, ist überhaupt ein Grundzug ihres Wesens; alle Feierlichkeit, Ehrerbietung vor den „Instanzen“ ist ihr fremd. Von dem Parteivorstand spricht sie als den „Vätern“; der Parteitag heisst das „Familienfest“, sich selbst nennt sie einmal, die Angst der anderen ironisierend, „die Petrolöse“. Ihr inneres Leben ist so stark und vielseitig, dass man bei der Lektüre der Briefe den Eindruck hat: es konnte ihr eigentlich „nichts geschehen“. Unendliche innere Hilfskräfte standen ihr zu Gebote. Auch das ist charakteristisch für sie, die, wie kaum eine Zweite, auf die Massen und auf Massenaktionen wirkte, dass ihr persönlich alle Vielheitsbezeugungen zuwider waren. „Dass Ihr mir keinen Sammelgruss geschickt habt, ist mir sehr lieb,“ schreibt sie einmal: „alle Pluralbriefe und Karten sind mir ein Greuel, da sie meist lärmend und banal sind, wie die Menschen meist werden, wenn sie in grösserer Zahl beisammen sind. Mir ist nur mit Stillem, Persönlichem wohlgetan. Du weisst, ich vertrage so schlecht, wenn man laut spricht — —“

Im Februar 1916 ward sie aus dem Gefängnis entlassen, fünf Monate später aber von neuem „in Schutzhaft“ genommen für unbestimmte Dauer. Ganz von der Aussenwelt getrennt, in einer Abgeschlossenheit, die nur der Zensur unterbreitete Bücher und Briefe durchdringen sollten, gelang es ihr doch, Flugblätter, Aufrufe und wesentliche Beiträge zu den „Spartakus-Briefen“ ihren Freunden zu übermitteln. Im Herbst 1918 entstand im Gefängnis in Breslau eine für ihre theoretische und praktische Einstellung dem zur Macht gelangten Bolschewismus gegenüber höchst interessante Arbeit „Die russische Revolution“, auf der gesamten heimlich bei ihr eingeschmuggelten russischen Zeitungs- und Broschürenliteratur fussend, die erst zwei Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht wurde. Sie verlangt, dass „dem ersten welthistorischen Experiment mit der Diktatur der Arbeiterklasse“ nicht in kritikloser Anbetung, sondern mit eingehender, nachdenklicher Kritik gegenübergetreten werde. Unter den schwersten Bedingungen, im Chaos des Völkermordens, unter den Bajonetten der reaktionärsten Militärmacht Europas ist dies Experiment zu Stande gekommen; es ist klar, dass unter solchen Umständen die Ideale der Demokratie und des Sozialismus sich nur unter starker Einbusse in „ohnmächtigen, verzerrten Anläufen“ durchzusetzen vermochten. Es wäre verfehlt, das, wozu die Führer vielleicht mit heftigem innerem Widerstreben sich gezwungen sahen, nun als erhabenes Muster hinstellen zu wollen. Nach der ersten Phase der Revolution (März 1917), die den Absolutismus „wie ein abgestorbene Organ“ hinweggefegt hatte, begannen erst ihre schwierigsten Aufgaben mit den Forderungen der städtischen Prole-

tarier und Heeresmassen und denen des Bauerntums: sofortiger Friede und Land. Diese beiden Ziele verursachten die Spaltung der revolutionären Phalanx. Das eine hatte die imperialistische, das andere die kapitalistische Bourgeoisie gegen sich. Der Fehler der Menschewiki war, dass sie sich, im Wahn, Russland sei für die sozialistische Revolution noch n i c h t r e i f , an das Zusammensehen mit den schon in schärfsten Widerspruch zum Gang der Revolution geratenen bürgerlichen Liberalen klammerten. Hier war es nun das Verdienst des Bolschewismus, die ganze Macht ausschliesslich in die Hand der Arbeiter- und Bauernmasse, der Sowjets gelegt zu haben. Der grosse Schritt zur Diktatur des Proletariats musste gewagt werden, wollte man nicht die Erfahrung aller Revolutionen, dass ängstliches Paktieren ihre Errungenschaften zunichte macht, ungenutzt lassen. Nun aber fragte es sich, wie man das theoretische Problem des Sozialismus in die Wirklichkeit überführen würde. Die sozialistische Umgestaltung der Wirtschaftsweise setzt voraus, dass alles Land in der Hand des Staates zusammengefasst und von ihm zum Zweck der Bewirtschaftung nach den fortschrittlichsten Methoden unter seiner Organisation unter die Bauern verteilt werde. Ihr zweites Grundprinzip ist Vereinheitlichung von Landwirtschaft und Industrie, so dass die Produktionskraft der einen der anderen zu Hilfe komme. Auf beiden Gebieten geschah das von sozialistischen Gesichtspunkten aus zu Vermeidende. Durch die sofort uneingeschränkt an die Bauern ausgegebene Parole: „Nehmt euch das Land!“ liessen die Leiter der Bewegung jede Möglichkeit fahren, auf die Art der Verteilung und die der Bewirtschaftung je noch irgend einen Einfluss üben zu können. Der relativ fortgeschrittene Grossbetrieb wurde zerschlagen „zu primitivem Kleinbetrieb, der technisch mit den Mitteln aus der Zeit der Pharaonen arbeitet“. Die Autorisation der willkürlichen Besitzergreifung, abgesehen davon, dass sie vielfach gerade den reichen Bauern und Dorfwucherern zugute kam, schuf ausserdem eine unübersehbare Masse neuer kleindemütiger Besitzer, die, zäh an dem neuen Eigentum hängend, es gegen jeden sozialistischen Eingriff „mit Zähnen und Nägeln“ verteidigen wird, und die sich dann auch in jeder Frage der Sozialisierung der Produktion sofort dem städtischen Proletariat feindlich gegenüberstellte. Nachdem der russische Bauer auf eigene Faust vom Lande Besitz ergriffen, überliess er die Revolution ihren Feinden, „den Staat dem Zerfall, die städtische Bevölkerung dem Hunger“.

Ebensowenig Voraussicht zeigten die bolschewistischen Leiter, als sie bei den Friedensverhandlungen im Gegensatz zu dem sonstigen Zentralismus ihrer Politik — vielleicht in derselben illusorischen Hoffnung, sie durch besondere Gewährungen an die Fahne

der Revolution zu fesseln, die schon bei den Bauern getrogen hatte — das Selbstbestimmungsrecht der verschiedenen Nationen des russischen Reiches proklamierten. Statt die Kräfte in ihnen wachzurufen, die sie zu Verbündeten der Revolution zu machen geeignet gewesen wären, entfesselte man den nationalen Egoismus: „eine nach der anderen dieser Nationen benutzte die frisch geschenkte Freiheit dazu, sich als Todfeindin der russischen Revolution gegen sie mit dem deutschen Imperialismus zu verbünden.“ Das Festhalten der Bolschewisten an diesem einen Paradestück demokratischer Freiheiten ist um so unbegreiflicher in Anbetracht der Geringschätzung, die sie allen übrigen gegenüber an den Tag legten. Die Schrift geht nun zur Kritik eben jener Missachtung aller demokratischen Grundfreiheiten über, deren sie Lenin und Genossen bezichtigt. Sie haben die in voller Freiheit vorgenommenen Wahlen zur konstituierenden Versammlung, die sie früher selbst stürmisch gefordert hatten, nicht nur für null und nichtig erklärt, sondern es auch unterlassen, durch Neuwahlen den Ausdruck des wie sie behaupteten veränderten Volkswillens zu Worte kommen zu lassen. Statt dessen wurde ein für die Zeit der proletarischen Diktatur berechnetes Wahlrecht ausgearbeitet, das nur denen verliehen werden soll, die von eigener Arbeit leben. Sehr klar wird nun ausgeführt, wie ein solches Wahlrecht nur Sinn hat in einer Gesellschaft, die wirtschaftlich in der Lage ist, „allen, die arbeiten wollen, ein auskömmliches, kulturwürdiges Leben von eigener Arbeit zu ermöglichen,“ dass es aber unter den ungeheuren Schwierigkeiten Sowjetrusslands eine „ganz unbegreifliche Massregel“ ist. Dazu kam die Abschaffung der wichtigsten demokratischen Garantien eines gesunden öffentlichen Lebens, der Pressfreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit. Durchaus lehnt sich Rosa Luxemburg gegen das Leninsche Wort auf: der „bürgerliche Staat sei ein Werkzeug zur Unterdrückung der Arbeiterklasse, der sozialistische zur Unterdrückung der Bourgeoisie“. Sie bekennt sich zu der grossartigen Ansicht: „Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit anders Denkenden.“ Sie schildert die belehrende, reinigende, heilsame Wirkung der politischen Freiheit. Der Abbau kann dekretiert werden, der schöpferische Aufbau nicht. Nur umgehemmt schäumendes Leben findet neue Formen, wird soziale Instinkte an Stelle egoistischer, Masseninitiative an Stelle der Trägheit setzen. Der einzige Weg zu dieser Wiedergeburt ist uneingeschränkte breiteste Demokratie. Die Schreckensherrschaft aber demoralisiert. Diktatur des Proletariats heisst ihr: Ergreifen sozialistischer Massnahmen „in „energischster, unnachgiebigster, rücksichtslosester Weise“, aber

unter ungehemmter Teilnahme der Volksmassen, in unbeschränkter Demokratie. Sie hat volles Verständnis für die ungeheuren Schwierigkeiten, die in Russland das Bild des sozialistischen Staates notwendig karikieren mussten, warnt aber davor, „aus der Not eine Tugend machen“, dem internationalen Proletariat das notgedrungen Verzerrte als Muster zur Nachahmung empfehlen zu wollen. „Das Wesentliche und Bleibende, das unsterbliche geschichtliche Verdienst der Bolschewiki-Politik, schliesst sie, ist, mit der praktischen Problemstellung der Verwirklichung des Sozialismus vorausgegangen zu sein und die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit in der ganzen Welt mächtig vorangetrieben zu haben. In Russland konnte das Problem nur gestellt, nicht gelöst werden. In diesem Sinn gehört die Zukunft überall dem Bolschewismus.“

Wenige Wochen nach Vollendung dieser Schrift brach in Deutschland die Revolution aus, die Rosa Luxemburg die Freiheit gab. Sofort in den Strudel der Ereignisse hineingezogen, ohne ihren durch die schweren Zeiten der Haft erschütterten Nerven eine Erholung zu gönnen, ward sie Seite an Seite mit Karl Liebknecht sofort an die Spitze der Unbedingtesten der Kämpfer geführt. Die „Spartakisten“, die sie noch vom Gefängnis aus durch (nicht veröffentlichte) Beiträge zu den „Spartakusbüchern“ von der falschen Taktik der Bolschewisten hatte überzeugen wollen, rissen sie jetzt in der glühenden Atmosphäre der Revolution vielleicht über jene Grenze hinaus fort, die ihr scharf abwägender Verstand gezogen hatte. Vielleicht! Aber es ist zu betonen, dass sie das Ergreifen sozialistischer Massnahmen „in energischster, unnachgiebigster, rücksichtslosester Weise“ immer gefordert, dass sie den revolutionären Kampf für das Durchsetzen ihres Ideals (der „endgültigen Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit“) immer für unumgänglich erklärt hat und ihn schon wegen seines unvergleichlich fördernden und reifenden Einflusses auf die Massen nicht missen wollen. Man hat ihr zum Vorwurf gemacht, sie habe mit dem Anstreben der Diktatur durch eine entschlossene Minderheit gegen ihre eigene frühere Ueberzeugung gehandelt. Aber man vergisst, wie hoch sie, der ein gutes Stück „Revolutionsromantik“ von je im Blute lag, das mitreissende Feuer der Volksrevolution, die die Minorität unter Umständen leicht zur Majorität anwachsen lässt, bewertete. Liest man in dem ergreifenden „Nachwort“ Luise Kautskys (zu den „Briefen an K. u. L. Kautsky“), die sie „in den acht ihr nach der Freilassung noch vergönnten Lebenswochen nicht mehr wiederzusehen suchte, da sie mit Karl Liebknecht immer dort stand, wohin jene „trotz all ihrer Liebe und Bewunderung ihr nie und nimmer zu folgen vermochte“, von der G 1 u t , die ihr aus einem Briefchen dieser Zeit entgegenschlug, und von der sie diese „Frau, die sich sonst so zu beherrschen wusste,

fast verzehrt sah,“ so gewinnt man die Ueberzeugung, dass sie den von ihr als Heilszustand ersehnten Sturz der kapitalistischen Welt-herrschaft durch ihre Aktion gleichsam herbeizuzwingen suchte.

Aber selbst in dem lodernden Feuer des entfesselten Kampfes blieb sie sich selbst treu. Es sind ihre Worte, die in dem Programm des Spartakusbundes verkünden: „Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors; sie hasst und verabscheut den Menschenmord!“ Und auf dem Parteitag der Spartakisten am 30. Dezember 1918 war es wiederum nicht die Demagogin, sondern die scharfblickende Kritikerin, die der Versammlung ihre „geistige Bequemlichkeit“ vorwarf und verlangte, dass sich Nachdenklichkeit und Ernst dem revolutionären Elan paare. „Es wurde gesagt,“ rief sie, „entweder Maschinengewehr oder Parlament im Sinne des alten Reichstags. Ich wünsche einen etwas tieferen, verfeinerten Radikalismus.“ Man darf wohl behaupten, dass bis zuletzt Intelligenz und Verantwortungsgefühl sie vor der schmalen Grenze festhielten, die anfeuernde Aufklärung von Demagogie trennt und dass sie trotz des Ungestüms ihres Temperamentes sich selten oder nie zur Verwendung von Mitteln hinreissen liess, die durch Aufreizung der Begierden und Leidenschaften und durch rhetorische Trübung der Urteilsfähigkeit der Hörer nach Erfolg streben. Sie missbraucht das ihr in höchstem Masse zu Gebot stehende Feuer der Rede nicht, um die gemeinen Triebe der Menge anzustacheln. Während ihrer ganzen politischen Wirksamkeit sucht sie das Klassenbewusstsein zu schärfen, aber nie durch Ausmalung eines Schichtwechsels an der Krippe materieller Genüsse. Der Sozialismus ist ihr die hohe Kraft, die die Zukunft der Menschheit im Schosse trägt, und die allein die kostbaren Schätze der Vergangenheit in eine bessere, edlere Gesellschaftsform hinüber zu retten vermag. In ihrer Weltauffassung, die voll anderen Inhalts, aber ganz so diesseitig orientiert wie die des Nietzsche der vorletzten Epoche ist, stellt dies das Jenseitige dar: der Sozialismus ist ihr die Brücke zu einem höheren Menschentum.

Ueberblickt man die reiche Ernte dieses kurzen Lebens, gedenkt man seiner durchaus reinen und hohen Ziele, ruft man sich die scharfe, tiefe, phantasiereiche Intelligenz, diese so zart und glutvoll empfindende Seele zurück, so wirkt das jäh, grausame Ende — die Gefangennahme und darauffolgende Ermordung — wie eines der grauenhaftesten Nachtbilder der Weltgeschichte. Sie hatte es ja freilich vorausgesagt, dass sie auf eine ähnliche Art enden würde, und ihre Gefasstheit allem Geschehen gegenüber hatte diese Vorstellung nicht zu erschüttern vermocht. Voll hatte sie ihr Leben gelebt; da sind keine trägen, ungenutzten Zwischenräume, — die Fähigkeit zum Auskosten jedes Augenblicks in intensivster Arbeit,

lebensvollstem Empfinden, inniger dichterischer Anschauung, versagt auch in Jahren des Leidens nicht. „Wie merkwürdig das ist,“ schreibt sie aus dem Gefängnis in Breslau, „dass ich ständig in einem freudigen Rausch lebe ohne jeden besonderen Grund.“ Und an anderer Stelle: „So ist das Leben seit jeher, alles gehört dazu: Leid und Trennung und Sehnsucht. Man muss es immer mit a 11 e m nehmen und a 11 e s schön und gut finden. Ich tue es wenigstens so.“ „Man soll sein,“ so soll einer ihrer Lieblingsaussprüche gelautet haben, „wie eine Kerze, die an beiden Enden brennt.“ Auch die Arbeit packt sie wie ein Feuer. „Das war damals wie ein Rausch, als ich es schrieb,“ sagt sie von ihrem Buch „Die Akkumulation“, — „ich schwöre Dir, dass es von Anfang bis Ende die erste Niederschrift ist, die ich ungelesen in Druck gab, so hatte es mich gepackt.“ Mit derselben Intensität wirft sie sich auf das Studium der Botanik, treibt sie Pflanzen- und Tiergeographie und Geologie. Dies alles so gründlich, dass es als wirklicher Besitz die Lebensfülle ihres Weltbildes bereichert. „So muss ich immer etwas haben,“ schreibt sie, „was mich mit Haut und Haar verschlingt.“ Liest man ihre Briefe, so fühlt man sich aber nicht allein von dieser wunderbaren Lebensintensität ergriffen. Es offenbart sich in ihnen eine stille, tiefe Seele, die zugleich eine Künstlerseele ist. Das Leben der Vögel, der Schmetterlinge und Hummeln verschlingt sich mit dem ihren; sie erlebt in ihrer kleinen Gefängniszelle an Wolken, Gewitterstimmungen, Kommen und Gehen der Jahreszeiten in einer Weise, deren vollkommen Eigenart den Leser hinnimmt. Was uns aber erschüttert, ist ihr Einssein mit dem Leiden jeder Kreatur. Es möge hier ein Auszug aus einem Brief an Sonja Liebknecht eine Stelle finden, der dies besonders eindringlich offenbart.

„Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt; auf dem Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, vollbepackt mit Säcken oder alten Soldatenröcken und Hemden, oft mit Blutflecken . . . , die werden hier ausgeladen, in die Zellen verteilt, geflickt, dann wieder aufgeladen und ans Militär abgeliefert. Neulich kam so ein Wagen, bespannt, statt mit Pferden, mit Büffeln. Ich sah die Tiere zum erstenmal in der Nähe. Sie sind kräftiger und breiter gebaut als unsere Rinder, mit flachen Köpfen und flach abgebogenen Hörnern, die Schädel also unseren Schafen ähnlicher, ganz schwarz, mit grossen, sanften Augen. Sie stammen aus Rumänien, sind Kriegstrophäen . . . Die Soldaten, die den Wagen führen, erzählen, dass es sehr mühsam war, diese wilden Tiere zu fangen und noch schwerer, sie, die an die Freiheit gewöhnt waren, zum Lastdienst zu benutzen. Sie wurden furchtbar geprügelt, so dass für sie das Wort gilt „vae victis“ . . . An hundert Stück der Tiere sollen in Breslau allein sein, dazu bekommen sie, die an die üppige rumä-

nische Weide gewöhnt waren, elendes und karges Futter. Sie werden schonungslos ausgenutzt, um alle möglichen Lastwagen zu schleppen und gehen dabei rasch zu Grunde. — Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Tor einfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! „Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid,“ antwortete er mit bösem Lächeln und hieb noch kräftiger ein . . . Die Tiere zogen schliesslich an und kamen über den Berg, aber eins blutete . . . Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still erschöpft und eines, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen, wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiss wofür, weshalb, nicht weiss, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll . . . ich stand davor und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter — es waren seine Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte. Wie weit, wie unerreichbar, verloren die freien, saftigen Weiden Rumäniens! Wie anders schien dort die Sonne, blies der Wind, wie anders waren die schönen Laute der Vögel oder das melodische Rufen der Hirten! Und hier — diese fremde, schaurige Stadt, der dumpfe Stall, das ekelregende, muffige Heu mit faulem Stroh gemischt, die fremden, furchtbaren Menschen, und — die Schläge, das Blut, das aus der frischen Wunde rinnt . . . O mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht. — Derweil tummelten sich die Gefangenen geschäftig um den Wagen, luden die schweren Säcke ab und schleppten sie ins Haus; der Soldat aber steckte beide Hände in die Hosen taschen, spazierte mit grossen Schritten über den Hof, lächelte und pfiff leise einen Gassenhauer. Und der ganze herrliche Krieg zog an mir vorbei . . .

... Sonitschka, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben und so muss man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd — trotz alledem.“

Diesem innigen und doch nicht sentimental, man könnte sagen zornigen Mitleid, das den Urquellen ihres Wesens angehörte, einte sich ein merkwürdiges Gefühl der Mitverantwortlichkeit für alles irdische Geschehen. „Und wenn ich die Unruhe und Sorge der

kleinen Eltern sehe,“ schreibt sie einmal von einem Haubenlerchen-paar, „bekomme ich buchstäblich einen Herzkrampf . . . Ich sage mir vergeblich, dass ich ja nicht für alle hungrigen Haubenlerchen der Welt verantwortlich bin und nicht um alle geschlagenen Büffel weinen kann. Das hilft mir nichts, und ich bin förmlich krank, wenn ich solches höre und sehe. Und wenn der Star, der irgendwo in der Nähe sein aufgeregtes Geschwätz wiederholt, für einige Tage verstummt, habe ich wieder keine Ruhe und warte gequält, dass er seinen Unsinn nur weiter pfeift, damit ich weiss, dass es ihm wohl-ergeht. So bin ich aus meiner Zelle nach allen Seiten durch unmittelbare, feine Fäden an tausend kleine und grosse Kreaturen ge-knüpft und reagiere auf alles mit Unruhe, Schmerz, Selbstvorwür-fen . . .“

Was diesem seelischen Verhältnis zum Leben aber erst Form und Farbe gab, war ihr tiefes Schönheitsgefühl, ihre Erschütterung vor vollendeter Schönheit. „Ich war so ergriffen,“ drückt sie dies einmal aus, „dass ich unwillkürlich in die Knie sinken wollte, wie ichs immer vor vollendeter Schönheit muss.“ Mitleid, Verantwor-tungsgefühl und Sehnsucht nach Schönheit sind denn auch die Wur-zeln, aus denen ihre Weltanschauung erwachsen ist, — ihr Sozialismus, der Kampf um eine leidlosere, eine edlere, eine schönere Welt. Und in diesem Sinne dürfen auch jene, die ihre Wege zur Erreichung dieses Ziels nicht immer billigten, ihrer in Verehrung gedenken.

Clara Stern.

Wie die Kinder.

„Wahrlich, ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“

Dies Wort muss für viele doch ein Anstoss, ja ein Aergernis sein. Das „Sein wie die Kinder“ will für uns moderne Menschen so schlecht passen. Es kommt uns vor wie eine Missachtung unserer wertvollsten Errungenschaften, ein Beiseiteschieben von Gottes-gaben, die wir als die grössten und schönsten würdigen. Heisst es nicht, unserer intellektuellen Entwicklung und Höhe, unseres feinsten und tiefsten Fortschritts spotten, wenn man uns zumutet, zum Empfang des Reiches Gottes keine anderen Fähigkeiten und Kräfte nötig zu haben, als auch das Kind sie besitzt? Wo bleibt dann Sinn und Wert unseres geistigen Ringens? Wo die Freude am geistigen Wachstum? Warum dann die dunklen Stunden einsamen Grübelns und Forschens nach Gott und seiner Wirklichkeit, wenn das alles uns seinem Reiche nicht näherbringen soll? Es scheint ein anstössi-ges, ja ein hartes Wort zu sein; denn fast klingt es so, als wäre das